



### 1. Der Ausgangspunkt: Forschungslage und Forschungsinteresse.

„Die Fürsten formten das Land. Schleswig, Holstein und Lauenburg sind als Gebiete durch die Herzöge und Grafen definiert worden, die dort herrschten. [...] Die Fürsten nahmen daher nicht nur Einfluss auf die Tagespolitik [...] in ihrem Herrschaftsbereich, sondern auch auf deren Existenz und Grenzen selbst.“<sup>1</sup>

Das Projektseminar „Die Prinzessin am fremden Hof: Deutsch-dänische Wechselbeziehungen“, das im Wintersemester 2010/11 am Lehrstuhl für Regionalgeschichte der CAU zu Kiel unter der Leitung von Oliver Auge durchgeführt wurde, fand seinen Ausgangspunkt in einer gewissen Auseinandersetzung mit obigem Zitat. Wie bereits das Zitat und der Titel des Bandes, in dem dieses erschien, zeigten, befasste man sich bislang nämlich vor allem mit den Fürsten des Landes – also den männlichen Handlungsträgern –, da diese, so die These, das Land formten und seine Grenzen – die territoriale Gestalt des Landes – ausbildeten. Im Umkehrschluss dieser These stellte das Seminar nun aber die Fürstinnen ins Zentrum der Untersuchung. Es suchte sich von diesem beinahe klassischen politikgeschichtlichen Ansatz zu lösen und unter Berücksichtigung der modernen Gender- und Frauenforschung sowie unter sozialgeschichtlichen Gesichtspunkten<sup>2</sup> eine weitere Perspektive auf die Herrschafts- und Dynastie-Geschichte dieser Region zu eröffnen. Im Sinne dieses Ansatzes sollten nicht nur die Biographien von fünfundzwanzig Fürstinnen in der *longue durée* vom Mittelalter bis ins frühe 20. Jahrhundert<sup>3</sup> untersucht, sondern vielmehr eine sozialgeschichtliche Analyse der jeweiligen Persönlichkeit in ihrem höfischen Kontext vorgenommen werden. Mit Ausnahme von einigen einzelnen Studien und kleineren Aufsätzen<sup>4</sup> stellt dieser Themenkomplex in der bisherigen landesgeschichtlichen Forschung zu Schleswig-Holstein (wie eigentlich überhaupt) ein schmerzliches Desiderat dar.

Diese Tatsache und der bevorstehende 600. Todestag von Margarete I. von Dänemark, den die Kieler Regionalgeschichte gemeinsam mit dem Flensburger Stadtarchiv Ende Oktober 2012 zum Anlass einer Tagung<sup>5</sup> machen wird, bildeten den Ausgangspunkt für das besagte Seminar, an dem sich eine Gruppe von dreizehn Studierenden der alten und neuen Studiengänge beteiligte. Das Projekt verfolgte eine ambivalente Zielsetzung, indem einerseits das kurz angerissene Desiderat aufgezeigt und bearbeitet sowie andererseits die doch recht theoretische universitäre Ausbildung durch eine konkrete Publikationstätigkeit der Studierenden praxisnäher gestaltet werden sollte. Als fassbares Ergebnis des Projektes sollten auf Quellen und Literatur gestützte, allgemein verständliche Kurzbiographien der Prinzessinnen im Umfang von fünf bis sechs Seiten erstellt werden, die dann die Grundlage für den Katalog einer für das Jahr 2013 geplanten Ausstellung im schleswig-holsteinischen Landesarchiv in Schleswig bilden sollen. Über diese thematische Zielsetzung hinaus wurde den Studierenden so die Möglichkeit gegeben, sich Kompe-

## Oliver Auge, Simon Huemer: Die Prinzessin am fremden Hof: Deutsch-dänische Wechselbezie- hungen

Projektskizze und Erfahrungs-  
bericht

**1** Carsten Porskrug RASMUSSEN, Einleitung, in: DERS., Elke IMBERGER, Dieter LOHMEIER, Ingwer MOMSEN (Hg.), Die Fürsten des Landes. Herzöge und Grafen von Schleswig, Holstein und Lauenburg, Neumünster 2008, S. 10-27, hier S. 11.

**2** Siehe den Literaturüberblick am Ende des Beitrags.

**3** Siehe dazu die Namensliste im Anhang.

**4** Vgl. dazu z.B. Peter HIRSCHFELD, Agnes von Baden, Gemahlin Herzog Gerhards VII. von Schleswig. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des 15. Jahrhunderts (QuFGSH, Bd. 34), Neumünster 1957; Elizza ERBSTÖBER, Kaiserin Auguste Victoria (1858-1921). Versuch einer Biographie, Frankfurt a.M. 2008; Veronica JÄGER/Helmut BURMEISTER, Hessische Prinzessinnen auf Dänemarks Thron. Die Beziehungen zwischen Dänemark und Hessen vom 17.-20. Jahrhundert, Kassel 2010.

**5** Siehe dazu die Homepage des Kieler Lehrstuhls für Regionalgeschichte unter dem Stichwort Tagungen.

tenzen im Verfassen von nicht explizit wissenschaftlichen, aber mit wissenschaftlichem Anspruch versehenen Texten anzueignen und sich mit redaktionellen Arbeitsformen vertraut zu machen.

## 2. Erfahrungsbericht

**2.1 Lernziele und Anforderungen.** Die Seminarform, die sich an projektorientiertes Lernen anlehnt<sup>6</sup>, unterscheidet sich von den gängigen Unterrichtsformen an der Universität, die darauf abzielen, bestimmte Standards historischen Forschens und Denkens sowie wissenschaftlichen Schreibens zu erreichen und einzuüben, dahingehend, dass sie verstärkt die Verbindung zwischen Theorie und Praxis zu verwirklichen sucht. Der Rahmen des universitär theoretischen Lehrens und Lernens soll so gezielt durchbrochen werden, indem Bezugspunkte auch zu außeruniversitären Tätigkeitsfeldern für Studierende der Geisteswissenschaften hergestellt werden und ihnen die Möglichkeit gegeben wird, auf diesen praktische Erfahrungen zu sammeln. In Form von Projekten, die sich mit der Konzeption und Betreuung von Ausstellungen oder dem Verfassen und der Herausgabe von kleineren Publikationen befassen, sollen Verknüpfungspunkte zwischen Theorie und Praxis hergestellt werden.

Um eine solche Publikationstätigkeit drehte sich auch das Seminar „Die Prinzessin am fremden Hof“. Die Konzipierung eines Ausstellungskatalogs mit Kurzbiographien für ein historisch interessiertes Laienpublikum ist dabei sowohl Produkt und Arbeitsergebnis dieses Projektes als auch Vermittlungsrahmen und Träger für Schlüsselkompetenzen<sup>7</sup>, welche es den Studierenden ermöglichen sollen, die in ihrem Studium erworbenen Fähigkeiten gezielt praxisnah einzusetzen. Den methodischen Ansatzpunkt bildet hier erstens das Schreiben für ein nicht dezidiertes Fachpublikum, was von den Studierenden die Übernahme einer neuen Schreibhaltung verlangt, die den Anforderungen des historisch interessierten Laien in Hinsicht auf Stil und Schreibhaltung gerecht wird.<sup>8</sup> Mit dieser Ausrichtung an Laien soll ein kurzer und prägnanter, aber auch ansprechender Schreibstil eingeübt werden. Die im Studium erworbenen wissenschaftlichen Kompetenzen, wie zum Beispiel Materialbeschaffung und Literaturrecherche, Textarbeit, Strukturieren und Zusammenfassen von Texten und Präsentation der erarbeiteten Ergebnisse, und „Schlüsselqualifikationen“<sup>9</sup>, wie zum Beispiel Eigeninitiative, Kontakt- und Kommunikationsfähigkeit, Kreativität und Flexibilität, werden hierbei trainiert und in der jeweiligen Situation praxisnah angewandt, um dadurch Erfahrungswerte zu schaffen, die einen späteren Berufseinstieg erleichtern.

Die neue Schreibhaltung findet ihre Ausprägung einerseits in der – an sich schon gewohnten – Quellenrecherche und der wissenschaftlichen Aufbereitung des Stoffes und andererseits in der – hier gezielt verlangten – Ausbildung einer lebendigen und für Laien ansprechenden Präsentation. Diese beiden Seiten des Projektes standen in einem engen Konnex zueinander, galt es hier doch durch ein sauberes wissenschaftliches Arbeiten erst einmal die breite Grundla-

<sup>6</sup> Siehe dazu die Einrichtung „Historiker in der Praxis“ (HIP) an der CAU zu Kiel, die sich mit der Idee des Projektstudiums der Reformuniversitäten der sechziger Jahre in eine Traditionslinie stellt. Vgl. in diesem Zusammenhang Thomas HILL, Erfahrungen mit Projekten im Studium. Das Beispiel HIP (Historiker in der Praxis), in: DERS. (Hg.), Projekte in Schule und Hochschule: das Beispiel Geschichte, Bielefeld 2002, S. 92-110, hier S. 93. In diesem Zusammenhang weist Karl Heinrich POHL, „HIP“ – Historiker in der Praxis. Ein Studienreformprojekt an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, in: Demokratische Geschichte 13 (2000), S. 345-358, auf die Bedeutung des Projekts HIP für die Hochschullandschaft und die universitäre Lehre hin.

<sup>7</sup> Vgl. HILL, Projekte im Studium (wie Anm. 6), S. 95-99.

<sup>8</sup> Als Beschäftigungsfeld für Historiker wird im studiennahen Bereich immer auch die journalistische Arbeit gesehen. Siehe dazu ebda, S. 95.

<sup>9</sup> Siehe zu dem Begriff ‚Schlüsselqualifikation‘ und seiner Entwicklung Helen ORTH, Schlüsselqualifikationen an deutschen Hochschulen. Konzepte, Standpunkte und Perspektiven, Neuwied/Kriftel 1999, S. 5ff., im Bezug auf das Hochschulstudium S. 38-51, S. 109; HILL, Projekte im Studium (wie Anm. 6), S. 97.

ge für einen dann wieder „einzudampfenden“ erzählenswerten Stoff zu schaffen.

Im zweiten Anforderungsbereich sollten die Studierenden an den redaktionellen Bereich herangeführt werden, indem sie durch die Illustration mit kommentierten und aussagekräftigen Bildern und Portraits für eine ansprechende Präsentation der biographischen Aufsätze sorgen sollten. In diesem Zusammenhang sahen sich die Teilnehmer mit der diffizilen Frage des Urheberrechts konfrontiert. Im Rahmen der redaktionellen Arbeit wurde neben der selbstverständlichen regelmäßigen Teilnahme an den Plenumsitzungen von den Studierenden erwartet, dass sie sich aktiv in die Besprechung der einzelnen Kurzbiographien im Plenum einbrachten und so an der Kreierung eines kritischen Forums mitwirkten.

Der Scheinerwerb knüpfte sich für die dreizehn Teilnehmer, fünf Studentinnen und acht Studenten, an das Abfassen von jeweils zwei publikationswürdigen Artikeln. Der einzelne Artikel sollte fünf bis sechs Seiten bei Schriftgröße 12 und eineinhalbfachem Zeilenabstand umfassen. Des Weiteren sollten den Texten kommentierte Bilder und ein Verzeichnis, das sowohl die wichtigsten Quellen als auch eine repräsentative Auswahl der Forschungsliteratur beinhaltet, beigefügt werden. Zitierrichtlinien wurden hierfür vorab ausgegeben und erläutert.

**2.2 Seminarplanung und -verlauf.** Das Seminar umfasste vom 26. Oktober 2010 bis zum 8. Februar 2011 insgesamt neun Sitzungen. In den ersten drei Sitzungen wählten die Teilnehmer jeweils zwei Prinzessinnen für eine biographische Bearbeitung aus, nachdem die Textgestaltung besprochen sowie praktische Hilfestellungen gegeben worden waren. Anhand dreier programmatischer Aufsätze von Karl-Heinz Spieß<sup>10</sup> wurden zudem vorab die sozialgeschichtlichen Implikationen skizziert und mögliche inhaltliche Schwerpunkte für die Artikel besprochen. Im Anschluss an diese Sitzungen folgte zwischen dem 16. November und dem 21. Dezember eine längere eigenverantwortlich zu gestaltende Arbeitsphase, die der Quellen- und Literaturrecherche sowie den ersten Textentwürfen gewidmet sein sollte. Während dieser Phase fanden keine Sitzungen statt, doch stand die Seminarleitung als Ansprechpartner stets zur gewohnten Seminarzeit zur Verfügung. Die letzte Sitzung vor der Weihnachtszeit bot noch einmal die Möglichkeit zur Klärung technischer und inhaltlicher Fragen und sollte zugleich durch ihre Platzierung vor der Winterpause eine gewisse Kontrollfunktion haben, da so die wiederholte Rekapitulation des bisherigen Arbeitsstandes gewährleistet wurde. Die sich im Januar und Februar 2011 anschließenden Sitzungen umfassten die kritische Analyse und Besprechung der einzelnen Artikel im Plenum. Das Seminar mündete in eine abschließende Blocksitzung von zwei Tagen, in deren klausurartigem Rahmen eine abschließende Redaktion der nochmals überarbeiteten Texte stattfinden sollte. Gerade die letzten beiden Arbeitsphasen erforderten termingerechtes Arbeiten und Schreiben.

**10** Karl-Heinz SPIESS, *Unterwegs zu einem fremden Ehemann. Brautfahrt und Ehe in europäischen Fürstenhäusern des Spätmittelalters*, in: DERS./Irene ERFEN (Hg.), *Fremdheit und Reisen im Mittelalter*, Stuttgart 1997, S. 17-36; DERS., *Fremdheit und Integration der ausländischen Ehefrau und ihres Gefolges bei internationalen Fürstenhochzeiten*, in: Thomas ZOTZ (Hg.), *Fürstenhöfe und ihre Außenwelt. Aspekte gesellschaftlicher und kultureller Identität im deutschen Spätmittelalter*, Würzburg 2004, S. 267-290; DERS., *Europa heiratet. Kommunikation und Kulturtransfer im Kontext europäischer Königsheiraten des Spätmittelalters*, in: Rainer C. SCHWINGES u.a. (Hg.), *Europa im späten Mittelalter. Politik-Gesellschaft-Kultur* (HZ Beihefte, Bd. 40), München 2006, S. 435-464.

Anhand der einführenden Texte von Spieß wurde im Plenum ein grober Aufbau beziehungsweise Merkmalskatalog für die biographischen Artikel erarbeitet. Neben markanten Stationen des Lebens sollten Aspekte der Kommunikation zwischen den Höfen, den späteren Eheleuten sowie die nachmalige Position der Fürstin am „fremden“ Hof beleuchtet werden. Unter diesen Gesichtspunkten galt es, sich immer wieder zu vergewissern, dass die fürstliche Ehe ein Mittel und Produkt der dynastischen Politik Alteuropas gewesen ist, in welcher Momente des Prestiges, des Ranges und der Repräsentation von enormer Bedeutung waren, nicht aber romantische Liebe im Vordergrund stand. Für dieses Beziehungsgeflecht aus symbolischer Kommunikation und kulturellem Transfer wurden die Studierenden zwar sensibilisiert. Doch wurden neben dem bereits erwähnten formalen Rahmen diese inhaltlichen Vorüberlegungen bewusst unverbindlich gehalten, da jeder Autor aufgrund der absehbaren divergierenden Quellen- und Literaturlage eigene Schwerpunkte in seiner biographischen Skizze setzen sollte. Diese Vorgehensweise sorgte nicht nur für höchst unterschiedliche Arbeitsergebnisse, sondern sie verlangte auch von jedem Autor, den für den eigenen Ansatz nötigen theoretischen Kontext mit zu berücksichtigen. Im Verlauf des Seminars wurde immer auch auf eine möglichst kreative Gestaltung der Artikel bis hin zur einzelnen Überschrift hingewirkt. Die einzelnen biographischen Skizzen sollten sich nach Möglichkeit an besonderen und interessanten Momenten des Lebens und der Persönlichkeit der Prinzessin orientieren und eine bloße chronologische Abfolge der Ereignisse vermeiden. Diese Art der Darstellung war freilich nicht von vornherein ausgeschlossen. Doch sollte sie im Hinblick auf das Gesamtprodukt nach Möglichkeit durchbrochen werden, um einer zu gleichförmigen Gestaltung der einzelnen Artikel vorzubeugen.

In der Phase des Selbststudiums, in der Wert auf größtmögliche Eigenverantwortlichkeit und Eigeninitiative gelegt wurde, nutzten durchschnittlich 75 Prozent der Studierenden die Möglichkeit zur Rücksprache mit der Seminarleitung, um Fragen der Literatur- und Quellenrecherche zu klären oder bereits erbrachte Ergebnisse und Funde zu präsentieren. Dieses Angebot, sich im Einzelgespräch auszutauschen und Anregungen sowie Rat und Hilfe zu empfangen, stieß durchweg auf positive Resonanz und spiegelte sich deutlich in den Ergebnissen wider. Es darf an dieser Stelle jedoch nicht verschwiegen werden, dass einige Studierende diese Möglichkeit nicht nutzten, womit künftig zur Disposition steht, ob in einer solchen Arbeitsphase nicht für jeden Teilnehmer ein verbindlicher Gesprächstermin festgesetzt werden sollte, um mögliche Schwierigkeiten und Unsicherheiten auszuräumen, deren Bereinigung im Nachhinein viel Zeit und Mühe kostet.

Sieht man einmal von dieser Problematik ab, so entwickelte sich im Verlauf des Seminars eine erstaunliche Eigendynamik innerhalb der Gruppe. Dies sollte sich vor allem im Rahmen der Recherchemöglichkeiten zeigen. Obwohl alle Teilnehmer größtenteils auf die

gleichen Grundlagenwerke angewiesen waren, kam unter ihnen nicht nur ein reger Austausch der entsprechenden Werke, sondern auch ein Forum zustande, in dem jeder einzelne nützliche Ratschläge und konkrete Hinweise für weitere Recherchen bekam. Hiervon profitierten besonders diejenigen Studierenden, die Prinzessinnen aus den gleichen Dynastien bearbeiteten. Die heterogene Gruppenstruktur aus Studierenden der alten und neuen Studiengänge mit unterschiedlicher Ausrichtung und verschiedenen Themenschwerpunkten trug im Übrigen gleichfalls zur Belebung des Seminars bei, da es den Teilnehmern gelang, am Wissenshorizont und Erfahrungsschatz des jeweils anderen zu partizipieren. So brachten mehrere Studierende ihre Kenntnisse aus vergleichbaren Seminaren ein, und eine Magisterkandidatin, die ihre Abschlussarbeit zu einem verwandten Themengebiet schrieb, eröffnete dem Seminar beispielsweise wertvolle Literaturhinweise.

Im Großen und Ganzen sorgte diese Zusammensetzung auch für ein produktives Arbeitsklima während der Korrekturphasen. Das kritische Forum, das sich zu diesem Zeitpunkt aus der Gruppe heraus entwickelte, bestimmte die Besprechung der Artikel und sorgte für angeregte und produktive Diskussionen, deren Bandbreite von der Korrektur formaler und sprachlicher Schwächen bis zur Analyse einzelner Themenschwerpunkte reichte. Die Studierenden sollten nicht nur ihre eigene Kritikfähigkeit üben, sondern auch die Fähigkeit trainieren, neben konziser formaler und inhaltlicher Kritik auch konkrete Verbesserungsvorschläge vorzubringen. Insbesondere diese unerwartet intensive Diskussionsfreudigkeit brachte den angedachten Zeitrahmen indes etwas aus den Fugen: Die erste Korrekturphase, in der pro Sitzung etwa drei bis vier Artikel hätten besprochen werden müssen, war zu kurz angesetzt, so dass in der zweiten Korrekturphase während der Blocksitzung deutlich zu wenig Zeit übrig war. Neben dieser Schwierigkeit, die sich für zukünftige Seminare durch die gewonnenen Erfahrungswerte vermeiden lässt, hatten einige wenige Studierende offensichtlich gravierende Probleme, selbstverantwortlich und vor allem termingerecht zu arbeiten, so dass in der für sie vorgesehenen Sitzung unvollständige Artikel zur Diskussion vorlagen. Es stellte sich heraus, dass diese Ausfälle auf Probleme zurückführbar waren, die sich nach Rücksprache mit der Seminarleitung noch in der Erarbeitungsphase leicht hätten beseitigen lassen. Der verstärkte Appell an größere Eigenverantwortlichkeit und besonders auch Verantwortlichkeit gegenüber dem Gesamtprojekt – dem gemeinschaftlichen Ausstellungskatalog – sowie die Verpflichtung zur Rücksprache mit der Seminarleitung sollten diese Problemfelder bei zukünftigen Projekten ausräumen.

**2.3 Anforderungen an die Studenten: Die biographische Skizze.** Im Laufe des Seminars zeigte sich, dass die Erstellung der biographischen Skizzen die Studierenden auf mehreren Ebenen herausforderte. Wie bereits angedeutet, ließen sich aufgrund der heterogenen Quellen- und Literaturlage zu den jeweiligen Fürstinnen keine verbindlichen Kri-

terien für alle Aufsätze entwickeln. Die räumliche Verteilung aufgrund der unterschiedlichen Herkunft der Protagonistinnen machte es notwendig, sich bei der Suche nicht allein auf die gängigen deutschen Bibliographien und biographischen Lexika zu stützen, sondern sich vielmehr die entsprechenden Handbücher und Lexika der Ursprungsländer zu erschließen und diese nutzbringend anzuwenden. Da vor allem der skandinavische Raum Ausgangs- und Zielpunkt vieler Heiraten war, trug das Seminar dazu bei, die Kenntnisse der Studierenden in diesem Bereich zu vertiefen.<sup>11</sup>

Gewisse sprachliche Hürden galt es bei diesen Recherchen natürlich zu nehmen. Schwerwiegendere Hindernisse ergaben sich allerdings bei der Quellenrecherche aus der räumlichen Verteilung selbst. Neben Archiven in ganz Deutschland waren es vor allem die Archive im skandinavischen Raum, wie zum Beispiel das dänische Reichsarchiv in Kopenhagen, die den Bemühungen der Studierenden aufgrund der räumlichen Distanz bei gleichzeitig knapper Zeit enge Grenzen gesetzt haben. Wenn auch ein Archivbesuch im ursprünglichen Seminarkonzept nicht explizit angedacht und erst recht nicht verbindlich verlangt war, so wurden die Studierenden doch ermuntert, einen solchen nach Möglichkeit wahrzunehmen. Das Landesarchiv Schleswig war hierbei für die meisten Studierenden die erste Anlaufstelle, sofern es sich aus ihrem Thema ergab. In dieser Hinsicht wurde die gewohnte Sphäre bereits edierter Quellen verlassen und es ergab sich für die Teilnehmer die Möglichkeit, in begrenztem Rahmen mit ungedruckten Quellen zu arbeiten.

Gerade diese kleineren Ansätze zur Archivtätigkeit stellten besondere Anforderungen an die Studierenden, so erstens die logistische Planung eines Archivbesuchs, zweitens die Suche und Sichtung von möglicherweise bedeutsamen Quellen, drittens die Auseinandersetzung mit paläographischen Problemen und viertens das Extrahieren von wissenswerten Informationen aus Quellenkonvoluten. Wenn es nicht möglich war, einen solchen Besuch zu realisieren, sollte wenigstens eine Kontaktaufnahme mit dem jeweiligen Archiv stattfinden, um Quellenbestände, die von Interesse sein könnten, in der Bibliographie angeben zu können. Zielsetzung dieser Arbeitsweise war es, den Studierenden Erfahrungen sowohl auf einem der zentralen Arbeitsfelder des Historikers als auch allgemein im Umgang mit öffentlichen Institutionen zu vermitteln. Zur Umsetzung dieser Möglichkeiten wurde von den Studierenden wiederum ein hohes Maß an Eigeninitiative und Selbstständigkeit erwartet. Diejenigen, die diese Möglichkeiten für sich nutzten, förderten nicht nur interessante Ergebnisse zutage, sondern wagten sich zugleich im Rahmen der Forschung auf Neuland. Eine Teilnehmerin reiste gar nach Darmstadt, um hier vor Ort für ihre Prinzessin zu recherchieren. Nachfragen im Archiv in Schleswig ergaben übrigens, dass die meisten Studierenden mit einer sehr vagen Vorstellung von der archivischen Recherche nach Schleswig gekommen sind. Aufgrund mangelnder Erfahrungen und des Analogieschlusses zur bibliothekarischen Recherchepraxis mussten in Beratungsgesprächen erst die für

**11** Vgl. dazu HILL, *Projekte im Studium* (wie Anm. 6), S. 95. Hill summiert unter den wissenschaftlichen Schlüsselqualifikationen eines Geisteswissenschaftlers die Fähigkeit der Materialbeschaffung und -recherche und dies auch im fremdsprachlichen Bereich.

einen erfolgreichen Archivbesuch nötigen Grundlagen geschaffen werden. Dieser Sachverhalt muss künftig im Hinblick auf eine stärkere Verknüpfung zwischen Theorie und Praxis beachtet werden und sollte in kleineren praktischen Übungen zur archivischen Recherche bereits im Grundstudium Berücksichtigung finden. Die bislang übliche Exkursion ins Archiv gewährleistet dies anscheinend in einem zu geringen Rahmen.

Gewannen die biographischen Skizzen einerseits durch noch unbeleuchtete Facetten der Protagonistinnen an Interesse, so sollten sie andererseits durch möglichst noch unbekanntes beziehungsweise unbeachtetes Bildmaterial Aufmerksamkeit erregen. Die Erfahrungen, welche die Teilnehmer des Seminars bei dieser Arbeit machten, waren vielfältiger Natur. So mussten die betreffenden Bilder nicht nur in der Gruppe präsentiert, sondern auch der Kontakt zu den jeweiligen Institutionen oder Besitzern hergestellt werden, um Fragen des Urheberrechts und der Verwendbarkeit zu Publikationszwecken zu klären. Allerdings stellte sich schnell heraus, dass die Publikationsgebühren besonders für Illustrationen aus englischen und dänischen Archiven und Museen das ursprünglich angedachte Finanzvolumen um ein Vielfaches übertrafen. Unter Ausschluss dieses finanziellen Aspektes sollten die Bilder trotzdem nicht nur in den Gesamtaufsatz sinnvoll eingefügt, sondern auch unter Berücksichtigung des Dargestellten mit erklärenden Bildunterschriften kommentiert werden. Deren Abfassung bereitete einige Probleme, da die Geschichte des jeweiligen Bildes selbst erst recherchiert werden musste.

Die oben ausgeführten Themenkomplexe forderten die Studierenden vor allem in den Kernkompetenzen ihres Faches<sup>12</sup>, stellten aber im Hinblick auf das Gesamtprodukt nur eine Teilleistung dar – wenn auch eine entscheidende. Die Präsentation der erarbeiteten Ergebnisse für ein interessiertes Laienpublikum war die zu erbringende Hauptleistung und sollte die Studierenden an eine neue Schreibhaltung gewöhnen. Die Phänomene, die sich im Laufe des Seminars diesbezüglich beobachten ließen, zeigten unterschiedliche Problemfelder auf. So verfassten die Teilnehmer tendenziell zu lange Texte, was auf eine gewisse Detailverliebtheit zurückzuführen war, die dem Wunsch entsprang, möglichst alle erarbeiteten Ergebnisse zu präsentieren. Daraus ergab sich wiederum zwangsläufig das Problem, die auch in ihrer Wertigkeit und Aussagekraft unterschiedlichsten Informationen zu verarbeiten und in eine kohärente Reihenfolge zu bringen. Jenes „zu viel“ an Informationen suggerierte häufig inhaltliche Beliebigkeit des Stoffes und ließ die Texte mehrfach ohne klaren narrativen Rahmen erscheinen. Die dann angemahnte Reduktion des Stoffes auf interessante Gegebenheiten oder außergewöhnliche Züge im Charakter der Fürstin half diese Schwäche zu beheben – eine Leistung, die häufig erst im Forum des Seminars auf Anregung der anderen Studierenden erzielt wurde. Dieser Austausch bot den Verfassern die Möglichkeit, nützliche Hinweise aufzunehmen und zu verarbeiten. Es zeigte sich überdies zusätzlich, dass sich

das Auditorium im Laufe des Seminars in seiner Fähigkeit, konzise Kritik zu üben, steigerte. Infolgedessen verbesserte sich die Qualität der Diskussionen von Sitzung zu Sitzung merklich. Eingedenk jenes oben erwähnten „zu viel“ an Informationen war es auch nicht verwunderlich, dass der überwiegende Teil der Teilnehmer anfänglich Probleme mit der Formulierung griffiger und Interesse weckender Überschriften hatte. Diese Schwierigkeiten lassen sich auf die heterogene Quellen- und Literaturlage zurückführen, die wiederum ganz eigene Anforderungen stellte. So mussten einige bereits vorhandene biographische Werke erheblich verkürzt und konzentriert wiedergeben werden. Andere Studierende waren angehalten, aufgrund einer geringeren Forschungsbasis ihren Text durch besondere Schwerpunktsetzung auf allgemeinere Phänomene auszurichten. Wieder andere mussten wesentliche Erkenntnisse erst aus den Quellen schöpfen. Hierbei galt das Bemühen aller Teilnehmer dem Versuch, die Prinzessin in den Mittelpunkt der Ausführungen zu stellen und ihre Persönlichkeit und ihr Schicksal aus dem Kontext des allgemeinen Phänomens herauszuschälen.

Die Anforderungen an die Studierenden – besonders im Hinblick auf die Publikationswürdigkeit des Aufsatzes und die inhaltliche Vielfalt des Themas – waren somit nicht unerheblich und verlangten den Teilnehmern das bereits erwähnte hohe Maß an Selbstständigkeit und Eigenverantwortlichkeit ab. Die Scheu beinahe aller Teilnehmer davor, das eigene Produkt bereits mit Autorennamen versehen im Seminar zu präsentieren, ließ auf eine gewisse Unsicherheit in Bezug auf die Aufsatzqualität schließen. Mehrfach wurde der Arbeits- und Zeitaufwand für eine solche Arbeit – besonders unter dem Eindruck der bekannten Hauptseminare – gewaltig unterschätzt. Diese Problematik führte bei einigen Teilnehmern leider zu einer regelrechten Rückzugsmentalität. Diesen Ausfall hatte dann die Gruppe schmerzlich zu tragen. In diesen Fällen war offenbar kein Verantwortungsgefühl für das Endprodukt als Gruppenleistung vorhanden oder doch nur zu schwach ausgeprägt.<sup>13</sup>

**13** Beate STURM, Karl Heinz SCHNEIDER, Chancen und Probleme projektorientierter Arbeit mit Studierenden, in GWU 61.2 (2010), S 102-211, hier S. 8f. Im Rahmen des Ausstellungsprojektes „Wir sind eine Gemeinschaft! 100 Jahre BKK Landesverband Niedersachsen-Bremen (1907-2007)“ stellten Sturm und Schneider ebenfalls die Verantwortungsübernahme durch Studierende als ein gewisses Problem dar, da durch die herkömmlichen Seminarformen bei den Studierenden eine ‚Einzelkämpfermentalität‘ vorherrsche, die einer Rückzugsmentalität Vorschub leiste. Um dieser zu begegnen, verweisen die Autoren darauf, dass die Teilnahme an ihrem Seminar auch die Übernahme von Verantwortung gegenüber dritten Partnern – die als Auftraggeber fungieren – bedeutet, was zu einer Motivationsstärkung der Teilnehmer führte.

**3. Fazit.** Abschließend lässt sich festhalten, dass von den ursprünglich dreizehn Teilnehmern elf Studierende ihre biographischen Skizzen zur Bewertung eingereicht haben. Von diesen elf Verfassern haben drei Studierende aus Interesse freiwillig teilgenommen. Das spricht dafür, dass diese Seminarform nicht allein wahrgenommen wird, um einen Leistungsschein zu erwerben, sondern auch als eine Möglichkeit der zusätzlichen Qualifizierung durch praktische Erfahrungen und Publikationstätigkeit gesehen wird. Die Arbeitsergebnisse zeigen deutliche Leistungssteigerungen bei allen Studierenden trotz hoher Anforderungen. Die eigene Leistung im Rahmen einer Publikation veröffentlicht zu sehen, stärkt nicht nur das studentische Selbstvertrauen in die eigenen Fähigkeiten, sondern vermittelt vielmehr auch ein Gefühl dafür, wie das im Studium erworbene theoretische Wissen praxisnah angewendet werden kann. Die Studierenden fühlen sich als ernstzunehmende Historiker akzeptiert.



Für zukünftige Projekte dieser Art gilt es, Mittel und Wege zu finden, die Studierenden noch stärker zu motivieren und die Gruppenleistung ins Zentrum ihres Bewusstseins zu rücken, um so einer Rückzugsmentalität vorzubeugen. Als eine Möglichkeit bieten sich, wie schon gesagt, für die Zukunft beispielsweise verbindliche Gesprächstermine in den nötigen Freiarbeitsphasen an. Wie wichtig diese Projektformen für das Studium sind, wird vor allem unter dem Aspekt der Verbindung zwischen wissenschaftlicher Erarbeitung und praktischer Umsetzung, das heißt dem Verfassen der allgemein verständlichen biographischen Skizzen, deutlich. Wissen – vor allem im Bereich der Quellenkunde und Propädeutik –, das bereits im Grundstudium zu erwerben ist, wird gerade durch Projekte dieser Art von einer theoretischen Ebene in die Sphäre der Praxis überführt. Gerade im Rückblick ließen sich bei einigen Studierenden im Bereich der Quellen- und Literaturrecherche erhebliche Defizite feststellen. Durch derartiges selbstständiges Arbeiten werden abstrakte Wissensbestände sinnvoll funktionalisiert und ihr praktischer Nutzwert hervorgehoben, was in den meisten Fällen zur Behebung solcher schwerwiegenden, während des Studiums – sofern selbst erkannt – vielleicht als demotivierend empfundenen Defizite beiträgt.<sup>14</sup>

Neben den Erfahrungen, welche die Studierenden gewonnen haben, sind die Erfahrungswerte für die Seminarleitung nicht weniger bedeutend. So wird man in Zukunft darauf achten müssen, möglichst alle Teilnehmer zu einem erfolgreichen Abschluss des Seminars zu motivieren. Thematisch wird sich ein regional engerer Rahmen anbieten, um möglichst allen Studierenden die gleichen Bedingungen und Chancen zu bieten, damit so die Vergleichbarkeit der Ergebnisse besser gewährleistet ist.<sup>15</sup> Unter dem Aspekt der Vernetzung von theoretischen Wissensbeständen mit der Möglichkeit der praktischen Umsetzung kann man das Prinzessinnen-Projekt indes als gelungenen Auftakt zu weiteren studentischen Projekten betrachten.

**14** Vgl. dazu Schlüsselqualifikationen werden als Summe der Kompetenzen verstanden, welche zur Bewährung im Prozess der gesellschaftlichen Modernisierung nötigen Fähigkeiten sind. Dieser Prozess fordert eine veränderte Form der Lehre, die den Wandel vom Stofflernen nach dem Prinzip des Vorratslernens zur Erlernung von Kompetenzen beschreibt: ORTH, Schlüsselqualifikationen an deutschen Hochschulen (wie Anm. 6), S. 104ff. Diese Entwicklung beinhaltet ebenfalls den Prozess der Funktionalisierung von Wissen.

**15** Das im Folgesemester (Sommersemester 2011) angestoßene Projekt zum Kieler Rathaus (siehe den Beitrag von Lena Cordes) berücksichtigte von seinem Thema her gerade diese Erkenntnis.

## Biographische Auswahlliste zum Projektseminar

Prinzessin	Ehemann
1. Gertrud von Sachsen	Knut IV. von Dänemark
2. Margarethe (Dagmar) von Böhmen	Waldemar II. von Dänemark
3. Berengaria von Portugal	Waldemar II. von Dänemark
4. Eleonore von Portugal	Waldemar III. von Dänemark
5. Ingeborg von Dänemark	Philipp II. August von Frankreich
6. Margareta von Pomerellen	Christoph I. von Dänemark
7. Ingeborg von Schweden	Gerhard III. von Holstein-Plön
8. Heilwig von Holstein	Magnus Ladulas von Schweden
9. Agnes von Baden	Gerhard VII. von (Schleswig-) Holstein
10. Dorothea von Brandenburg	1. Christoffer von Bayern 2. Christian I. von Dänemark
11. Isabella von Spanien	Christian II. von Dänemark
12. Anna von Schleswig-Holstein-Gottorf	August von Sachsen
13. Elisabeth von Dänemark	1. Magnus von Mecklenburg 2. Ulrich III. von Mecklenburg-Güstrow
14. Christine von Dänemark	1. Francesco II. von Mailand 2. Franz I. von Lothringen
15. Christine von Hessen	Adolf von Schleswig-Holstein-Gottorf
16. Anna von Schleswig-Holstein-Sonderburg	Bogislaw XIII. von Pommern
17. Anna von Dänemark	Jacob I. von England
18. Christine von Schleswig-Holstein-Gottorf	Karl IX. von Schweden
19. Anna Sabina von Schleswig-Holstein-Sonderburg	Julius Friedrich von Württemberg
20. Julia Felicitas von Württemberg	Johann Fürstbischof von Lübeck
21. Magdalena Sibylla von Sachsen	Christian von Dänemark
22. Charlotte von Hessen	Christian V. von Dänemark
23. Anna Sophie von Dänemark	Johann Georg III. von Sachsen
24. Magdalena Juliana von der Pfalz	Joachim Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Plön
25. Juliana Luise von Ostfriesland	Joachim Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Plön
26. Albertine Frederike von Baden-Durlach	Christian August von Schleswig-Holstein-Gottorf
27. Caroline Mathilde von Großbritannien	Christian VII. von Dänemark
28. Louise von Dänemark	Karl von Hessen
29. Louise von Dänemark	Friedrich Christian II. von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg
30. Louise von Hessen	Christian IX. von Dänemark
31. Auguste Viktoria von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg	Wilhelm II. von Preußen
32. Alexandra von Dänemark	Edward VII. von Großbritannien
33. Dagmar von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg	Alexander von Russland

**Literaturüberblick**

Zu der sozialgeschichtlichen Thematik der fürstlichen Heiratspolitik und den sich aus ihr ergebenden Handlungsspielräumen vgl. Karl Heinz SPIESS, Familie und Verwandtschaft im deutschen Hochadel des Spätmittelalters. 13. bis Anfang des 16. Jahrhunderts (VSWG, Beiheft 111), Stuttgart 1993; Oliver AUGÉ, Handlungsspielräume fürstlicher Politik im Mittelalter. Der südliche Ostseeraum von der Mitte des 12. Jahrhunderts bis in die frühe Reformationszeit. Ostfildern 2009 (Mittelalter-Forschungen, Bd. 28), S. 215-257. In Bezug auf die neuste Genderforschung und innerfamiliäre Kommunikation vergleiche Cordula NOLTE, Frauen und Männer in der Gesellschaft des Mittelalters (Geschichte Kompakt), Darmstadt 2011, S. 117-132 zum Verhältnis von Frauen und Männern an Königs- und Fürstenhöfen; DIES., Familie, Hof und Herrschaft. Das verwandtschaftliche Beziehungs- und Kommunikationsnetz der Reichsfürsten am Beispiel der Markgrafen von Brandenburg-Ansbach (Mittelalter-Forschungen, Bd. 11), Ostfildern 2005. Martina SCHATTKOWSKY, Witwenschaft in der Frühen Neuzeit. Fürstliche und adlige Witwen zwischen Fremd- und Selbstbestimmung. Einführung, in: DIES. (Hg.), Witwenschaft in der Frühen Neuzeit. Fürstliche und adlige Witwen zwischen Fremd- und Selbstbestimmung (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 6), Leipzig 2003, S. 11-35.

**Eine Beispielbiographie.** Der nachfolgende Text von Simon Huemer ist ein konkretes Beispiel für die elf biographischen Skizzen, die als Produkte des Projektseminars eingereicht wurden.

### **Christine von Hessen (1543-1604)**

#### **Von einem König verschmäht und doch als Stammutter des Hauses Schleswig-Holstein-Gottorf Ahnherrin von Königinnen und Zaren**

Sie hätte eine Königin werden können, doch als im Frühjahr des Jahres 1564 die Nachricht am Hof des hessischen Landgrafen Philipp eintraf, dass der schwedische König sich nach zweijährigen Verhandlungen ebenfalls um die Hand der englischen Königin Elisabeth beworben hatte, muss diese Botschaft den landgräflichen Hof tief erschüttert haben. Das Scheitern von Eheverabredungen und -verhandlungen war in einer Zeit, in der die Ehe als ein politisches Geschäft gesehen wurde, durchaus nichts Ungewöhnliches. Die Vermittlung durch Dritte sollte jedoch der Möglichkeit eines Scheiterns vorbeugen und es so beiden Parteien gestatten, sich ohne Gesichtsverlust aus dem Arrangement zurückzuziehen.

Ein Verlust an Ansehen innerhalb der fürstlichen Welt war für Philipp den Großmütigen im Jahre 1564 nach fast eineinhalb Jahren Verhandlung mit dem erwählten schwedischen König Erik Vasa, der seine Werbung um Christine im Juli des Jahres 1562 vorgebracht hatte, unvermeidlich. Schon im Frühjahr des Jahres 1563 waren alle Vorbereitungen zum Brautzug seiner jüngsten Tochter Christine nach Schweden abgeschlossen. Dem schwedischen König war der Landgraf, was die Höhe des Brautschatzes anbelangte, gegen die Tradition seines eigenen Hauses entgegengekommen, um dieses prestigeträchtige Projekt zu verwirklichen, und wartete im März des Jahres 1564 nur noch auf die endgültige Zusage des Schweden. Das Scheitern dieses Arrangements personifizierte sich in der Gestalt des dänischen Gesandten Pasellick, der die Hiobsbotschaft an den hessischen Hof gebracht hatte. Dieser meldete jedoch gleichzeitig die Werbung des Herzogs Adolf um die Hand Christines an. Die Zustimmung des Landgrafen zu dieser Hochzeit war die Geburtsstunde des Hauses Schleswig-Holstein-Gottorf, dessen Sprösslinge sich durch eine geschickte Heiratspolitik auf dem schwedischen Königsthron und auf dem russischen Zarenthron wiederfinden sollten.

Christine wurde am 29. Juni 1543 als neuntes von insgesamt zehn Kindern des Landgrafen Philipp I. von Hessen und seiner Gemahlin Christine Herzogin von Sachsen, Tochter des Herzogs Georg von Sachsen, im landgräflichen Schloss in Kassel geboren. Ihren späteren Gatten konnte sie somit noch nicht kennengelernt haben, da Adolf, der zur Erziehung an den Kasseler Hof geschickt worden war, diesen bereits 1542 verlassen hatte. Christines Geburt fiel in eine unruhige Zeit am Kasseler Hof, da ihr Vater zu diesem Zeitpunkt bereits seit drei Jahren neben seiner Ehe ein bigamistisches Verhältnis mit Margarethe von der Saale führte und seine Rolle als eine der Führungspersonlichkeiten des Schmalkaldischen Bundes ihn immer wieder in einen Gegensatz zum katholischen Reichsoberhaupt



Dieses Portrait eines unbekanntes Malers zeigt Christine als junge Herzogin von Schleswig-Holstein-Gottorf. Besonders auffällig ist das aufwendige Schmuckstück, das die Herzogin auf diesem Bildnis trägt. Es ist anzunehmen, dass es sich hierbei um das besonders wertvolle Stück aus dem Brautschatz handelt. Bildnachweis: LDSH PK III 1205 Eutin; Schloss, Portrait Christina, Gemahlin Herzog Adolf von Schl.-Hol.-Gottorf, 1543-1604, anonym, Aufn. 1903.

Karl V. brachte. Die Welt des landgräflichen Hofes, in die Christine hineingeboren wurde, war zunehmend von dem letzteren Umstand bestimmt. Über das Verhältnis ihrer Eltern gibt deren Korrespondenz Auskunft, aus der sich jedoch nicht auf nennenswerte Konflikte zwischen den Eheleuten schließen lässt.

Die Abschnitte der Briefe, die sich mit den Kindern befassen, zeichnen das Bild eines für seine Nachkommen treusorgenden Ehepaars, insbesondere da sie den Fortbestand der Dynastie sichern sollten. In diese Darstellung fügen sich die zeitgenössischen Chroniken ein, die Christine von Sachsen als fürsorgliche Mutter und religiöse Erzieherin ihrer Kinder zum protestantischen Glauben beschreiben. Der landgräfliche Nachwuchs verbrachte seine ersten Lebensjahre im Frauenzimmer bei der Mutter, welche später ebenfalls Einfluss auf die Wahl der Präzeptoren ihrer Kinder zu nehmen suchte. Dass die Landgräfin ganz eigene Erziehungsvorstellungen hatte, wird in der Korrespondenz mit ihrer Schwägerin Elisabeth von Sachsen deutlich, der 1539 die dreijährige Tochter Barbara zur Erziehung anvertraut wurde.

Nach der Niederlage im Schmalkaldischen Krieg und der Gefangennahme des Landgrafen durch den Kaiser am 19. Juni 1547 in

Halle kann nicht mehr von einem 'normalen' fürstlichen Familienleben am landgräflichen Hof gesprochen werden. Christine von Sachsen, die während der Inhaftierung ihres Mannes den Familienmittelpunkt bildete, überließ in dieser Zeit, in der sie sich um die Freilassung ihres Mannes kümmerte, die Erziehung ihrer Kinder ihrer Schwägerin Elisabeth von Sachsen, der Schwester ihres Mannes. Als Christine am 15. Mai 1549 starb, sollte sich ihre älteste Tochter Agnes der Erziehung der drei noch unverheirateten Töchter und des jüngsten Sohnes Georg annehmen. Tatsächlich bestand der Landgraf jedoch darauf, seine Tochter Christine bei sich in Kassel zu behalten, *da ich die zu einer gedechnus der mutter by mir haben möge*. Es ist anzunehmen, dass diese besondere Wertschätzung des Vaters für seine Tochter ihren Ausdruck auch im Brautschatz Christines für die Hochzeit mit Adolf fand, der besonders prächtige Stücke enthielt, wie zum Beispiel *ein halßband sampt einem anhangenden Kleinot vor zweiffhundert gulden*. Möglicherweise suchte der Landgraf seine jüngste Tochter über die Tatsache hinwegzutrusten, dass die Hochzeit nicht in Kassel gefeiert wurde und er an den Feierlichkeiten auf Schloss Gottorf aus gesundheitlichen Gründen nicht teilnehmen konnte. In der Tat stellte eine Reise nach Schleswig die Überwindung einer beträchtlichen Distanz dar, bedenkt man, dass die Geschwister Christines hauptsächlich Eheverbindungen mit fürstlichen Häusern in Süd- und Mitteldeutschland eingingen. So heiratete ihre älteste Schwester Agnes den Kurfürsten Moritz von Sachsen, Anna wurde an den Pfalzgrafen Wolfgang von Zweibrücken verheiratet, Barbara ehelichte den Herzog Georg von Württemberg, Elisabeth vermählte sich mit Kurfürst Ludwig VI. von der Pfalz. Ihre Brüder Wilhelm und Ludwig ehelichten Töchter aus dem Haus Württemberg und Philipp eine Prinzessin von der Pfalz.

Die Verheiratung Christines in den Norden des Reiches mag daher überraschen, jedoch waren die Verbindungen nach Nordeuropa eine Folge der reichsübergreifenden diplomatischen Beziehungen des Landgrafen. Somit entwickelten sich Anknüpfungspunkte zwischen dem landgräflichen und dem königlich dänischen Hof bereits in den 1520er Jahren, deren Ursprung sich in der gemeinsamen Gegnerschaft zu Karl V. zeigt. Das Verhältnis zwischen Hessen und Dänemark kühlte sich allerdings in den 1540er Jahren ab und es folgte eine fast zehnjährige Ruhephase der dänisch-hessischen Beziehungen. In diese Zeit fiel die schwedische Werbung um Christine. Der dänische Hof suchte aus einer Gegnerschaft zum schwedischen Königshaus heraus dieses Projekt nach Kräften zu sabotieren. Mit der Beschlagnahme einer vom schwedischen König Erik an Elisabeth von England abgesandten Werbung gelang es, die schwedisch-hessischen Verhandlungen zum Scheitern zu bringen. Dass die dänische Seite gleichzeitig mit Herzog Adolf einen möglichen Gatten präsentierte, sollte sich als ein gelungener Schachzug erweisen, da Philipp dessen Werbung akzeptierte. In seinem Gratulationsschreiben an Adolf nahm der königlich-dänische Vermittler Friedrich II. auf diesen Umstand Bezug: *ich hoffe est schal dych nych geruent und du*

*schal mych och danckhen solange du lebest und mach sych dar kunnych auff schweden wol schemen das ent hertzych fan holstein hat ynt durch den korchff geiaget.* Man könnte an dieser Stelle mutmaßen, dass der König eine Werbung Adolfs aus außenpolitischen Gründen förderte, um so die letzte noch unverheiratete landgräfliche Tochter den schwedischen Ambitionen auf dem europäischen Heiratsmarkt zu entziehen.

Herzog Adolf war für den Landgrafen kein Fremder, hatte er ihn doch auf Bitten des königlichen Bruders des Bräutigams Christian III. an seinen Hof zur Erziehung genommen. Die bisherigen Werbungsversuche des Gottorfers waren dem Hessen sicher auch nicht verborgen geblieben, da er selbst in einem dieser Projekte als Vermittler für seinen Protegé auftrat, als dieser sich um die Hand Marias, der Tochter von Heinrich VIII. von England bewarb. Welchen Eindruck diese Verhandlungen auf die zukünftige Braut gemacht haben, lässt sich aus dem schwedisch-hessischen Briefwechsel und den anschließenden dänisch-hessischen Heiratsverhandlungen nicht ersehen. Ihre Gefühlslage ist somit höchstens zu erahnen. Als Erik um ihre Hand anhielt, war Christine ungefähr neunzehn Jahre alt. Bereits im Frühjahr des Jahres 1563 waren die Vorbereitungen für den Brautzug abgeschlossen und die Ausstattung der Braut gestellt. Das väterliche Drängen auf einen erfolgreichen Abschluss der Heiratsverhandlungen wird auch an der Tochter nicht spurlos vorübergegangen sein, wäre sie doch bei einem erfolgreichen Ausgang der Verhandlungen die Gemahlin eines Königs geworden. Die Entscheidung des Landgrafen, seine Tochter dem Gottorfer Herzog zu geben, scheint zunächst übereilt, doch gilt es zu berücksichtigen, dass der fürstliche Rang Adolfs nicht allein durch seine Herzogswürde, sondern auch durch die Tatsache, der Halbbruder Christian III. und der Onkel des dänischen Königs Friedrich II. zu sein, bestimmt war. Eine solche Verbindung sorgte für ein Neuaufleben der Beziehungen zum dänischen Königshaus und man verband sich mit einem potenziellen Thronanwärter. Dass Adolf mit dieser Möglichkeit ebenfalls gespielt hatte, ist durch seine Werbung um die seit 1545 verwitwete Herzogin Christine von Lothringen, eine Tochter des gefangenen und abgesetzten dänischen Königs Christian II., bezeugt, die ihm möglicherweise den Weg auf den dänischen Thron hätte ebnen können.

Die Ehe mit Christine, die dem mittlerweile fast vierzigjährigen Adolf nach vier gescheiterten Heiratswerbungen glücklich zufiel, ermöglichte es dem Herzog, für den Fortbestand seiner Herrschaft durch die Etablierung eines eigenen Hauses zu sorgen. Scheiterten die bisherigen Werbungen des Gottorfers unter anderem auch an seinen zu hohen Brautschatzforderungen, so einigten sich seine Unterhändler mit dem Landgrafen auf eine Mitgift von 25 000 Gulden und erreichten damit das Niveau der königlich-schwedischen Brautschatzforderung. Dass diese Hochzeit nicht nur finanzielle Vorteile brachte, sondern dem sich gerade erst entwickelnden Hof des Herzogs ebenso einen kulturellen und politischen Austausch ermöglich-

te, zeigt sich ebenfalls in den Eheverhandlungen. So setzte die hessische Seite bei den Verhandlungen die Übergabe einer Morgengabe für die Braut durch, da *es gemeinlich in allen und fürstlichen haußern Teutscher Nation, durch solches in diesem hause Hessen versüßlich seyt*. Eine Angleichung an diese höfischen Sitten galt somit als Voraussetzung für ein Zustandekommen der Ehe, eine Bedingung, die somit erst gegen den Widerstand der Gottorfer Vermittler durchgesetzt werden musste. Die Verfeinerung der Sitten am Gottorfer Hof musste Christine infolgedessen sehr angelegen sein, gab sich doch ihr Ehemann zu diesem Zeitpunkt noch wenig höfisch und inszenierte sich selbst eher als Condottiere im Dienste des Kaisers.

Hingegen zerschlug sich die Hoffnung des Herzogs auf eine repräsentative Hochzeit in Kassel oder Marburg aufgrund einer Pestwelle, die im Norden Hessens wütete. Die Hochzeit wurde daher am 17. Dezember 1564 auf Schloss Gottorf abgehalten. Die Braut wurde von ihren zwei Brüdern, den Landgrafen Wilhelm und Philipp, eskortiert. Der Vater begleitete seine Tochter nicht, beteiligte sich darüber hinaus aber an den Kosten der Feierlichkeiten mit 3000 Gulden. Adolf hingegen musste, da die Stadt Schleswig außerstande war, die Versorgung der Hochzeitsgesellschaft sicherzustellen, Anweisungen an die Stadt Kiel erlassen, sich an den Vorbereitungen mit den nötigen Dingen und Dienern zu beteiligen. Außerdem wurde Herzog Albrecht von Preußen, selbst geladener Gast, gebeten, die Feierlichkeit *mit ein paar Faß altem Kaiser, auch ungarischem Weine* zu unterstützen. Über die Hochzeitsfeierlichkeiten selbst berichtete die Herzogin Anna Sophie von Mecklenburg an ihren Vater, den Herzog von Preußen, dass die Braut ohne ein Ritterspiel getraut worden und ansonsten *immer nur flucks getrunken* worden sei.

Zu Lebzeiten ihres Mannes fungierte Christine vor allem als Vermittlerin zwischen dem herzoglichen und landgräflichen Hof. Zwar lassen sich keine hessischen Räte in Adolfs Diensten urkundlich nachweisen, jedoch nehmen von nun an hessische Räte an fast allen Verhandlungen zwischen herzoglicher und königlicher Linie des Hauses Oldenburg teil. Mit dieser Entwicklung hielt ebenfalls das Hochdeutsche als Sprache des Hofes in Gottorf Einzug. Der hier stattfindende Wissenstransfer ist direkt auf die Person von Christine zurückzuführen. So offenbart sich in ihren Briefen an den Landgrafen Wilhelm anlässlich der Erbstreitigkeiten um die Haderslebener Herrschaft nicht nur ein genauer Kenntnisstand der Verhandlungen, sondern auch die bittere Klage über Friedrich II., der in dieser Frage Gewalt vor Recht ergehen ließe.

Dass die Ehe nicht nur in politischer Hinsicht fruchtbar war, bezeugten die zehn Kinder, die das Paar in zweiundzwanzig Ehejahren bekam. Nach der Geburt ihres sechsten Kindes erhöhte Adolf aus Dankbarkeit gegenüber Gott, der ihn so reich segnete, und im Angesicht der Leistungen seiner Frau ihr Leibgeding um jährlich 1000 Taler. Dies muss nach dem sechsten Kind auch dringend nötig gewesen sein, bestritt die Fürstin die Versorgung der gemeinsamen Kinder in deren ersten Lebensjahren aus den Einkünften ihres Leibge-



dings. Adolf mahnte an, dass das Geld besonders für angemessene Kleidung Verwendung finden sollte. Die Erziehung der ersten drei Söhne stand wiederum im Zeichen des hessischen Einflusses am Gottorfer Hof. Adolf schickte seine Söhne Friedrich und Philipp auf Anraten seines Schwagers Wilhelm auf die Universität nach Straßburg. Johann Adolf wurde ab 1580 zusammen mit dem Landgrafensohn Moritz in Kassel erzogen. Dass Christine sich nicht mit der Rolle der Vermittlerin begnügte, zeigte sich anlässlich eines geplanten hessisch-dänischen Hochzeitsprojekts. Auf Bitten Wilhelms sollte die Herzogin als Vermittlerin für seinen Sohn Moritz zum dänischen Hof fungieren, doch sie eröffnete ihrem Bruder, dass sich ihr eigener Sohn Friedrich bereits um die älteste Tochter des dänischen Königs bewerbe. Sein Sohn solle sich dementsprechend mit der jüngeren Schwester bescheiden. Diese dynastische Konkurrenz offenbarte das Selbstbewusstsein und die Eigenständigkeit Christines nicht nur als eine geborene Landgräfin von Hessen, sondern auch als Gottorfer Fürstin gegenüber ihrer Herkunftsfamilie.

Wie stark das Selbstbewusstsein und das fürstliche Selbstverständnis Christines war, zeigte sich nach dem Tod ihres Mannes Adolf im Jahre 1586 und in der folgenden Phase rascher Herrscherwechsel nach den frühen Toden der Herzöge Friedrich II. und Philipp, die erst mit der Inthronisierung Johann Adolfs 1590 endete. Bedeutete die Witwenzeit für eine Fürstin in der Regel eine Rangminderung, da ihre Versorgung bereits vor der Hochzeit vertraglich festgelegt wurde und der Wittensitz nach seinen Einkünften so bemessen war, dass er die Entwicklung der fürstlichen Residenz nicht beeinflusste, suchte Christine die sich ihr bietenden Handlungsspielräume zu nutzen, um eine materielle Verbesserung ihres Wittums zu erreichen und somit ihre fürstliche Stellung auch als Witwe zu behaupten. Als Wittum waren der Herzogin bei ihrer Heirat die Ämter Apenrade und Lügumkloster angewiesen worden. Die 43-jährige Witwe führte gegenüber ihrem Sohn Friedrich die Klage, dass es sich beim Schloss Brunland in Apenrade nicht um einen fürstlichen Wohnsitz handle und ihre Untertanen nur des Dänischen mächtig sowie die Einkünfte zu gering seien. Infolgedessen suchte sie, mit dem Amt Kiel, mit der Vogtei Neumünster, dem Kloster Bordsesholm, dem Amt Reinbek und 4000 Talern für den Unterhalt ihrer noch unverheirateten Töchter ein angemesseneres Wittum zu erhalten. Um sich dieses zu sichern, musste sich die Witwe des Herzogs jedoch im Spannungsfeld zwischen dem König von Dänemark und den Landständen behaupten. Die Mahnung ihres Bruders Wilhelm, *dass keine Nation sich gern durch Fremde regieren lasse und das sonderlich aber wenn sich Weiber mitt eindringen wollen, das solches ohne großen Tumult undt Nachrede nitt pflegt zuzugehen*, bezeugt eindrucksvoll den Willen, den Christine zeigte, um sich einen Anteil an der Regierung des Landes zu sichern und so ihren fürstlichen Rang zu wahren. Nach dem Tode ihres Sohnes Philipp wurde sogar zeitweilig der Vorwurf gegen Christine erhoben, sie wolle ihrem Sohne Johann Adolf die Regierung vorenthalten. Zwar bezog Christine be-

reits im Jahre 1588 ihren Wittwensitz in Kiel, konnte diesen allerdings erst mit der Zustimmung des dänischen Königs Christian IV. auf Bitten ihres Sohnes Johann Adolf im Jahre 1596 als gesichert ansehen, nachdem sie sich mit Johann Adolf ausgesöhnt hatte.

Für ihren Herrschaftswillen in den inneren Angelegenheiten ihres Wittums spricht die Hofordnung, welche sie bei ihrem Herrschaftsantritt 1588 in Kiel erließ. Vergleichbare Dokumente für diese Zeit sind nur von Johann dem Älteren überliefert. Neben Regelungen für den Alltag am Witwenhof wird vor allem in den Anweisungen mit Bezug auf die Speiseordnung das Selbstverständnis der Fürstin deutlich. Bei der gemeinschaftlichen Mahlzeit inszenierte sich die Fürstin als der Mittelpunkt des Hofes. Sie und ihre Kinder speisten mit dem Hof zusammen. Die restlichen Speisen ihres Tisches wurden der hierarchischen Ordnung des Hofes folgend nach unten weitergereicht. Im Gegensatz zu Johann dem Älteren, der nicht mit seinem Hof speiste, demonstrierte Christine so symbolisch eine Einheit mit ihrem Hof. Im Medium der Speise inszenierte sich die Fürstin bereits als Quelle, aus welcher der ganze restliche Hof schöpfte. Zu dieser fürstlichen Repräsentation gehört auch die Ausschmückung des sogenannten Stammsaales im Kieler Schloss mit einem Stammbaum des landgräflichen Hauses, in dem sie ihre väterlichen Ahnen bis auf Karl den Großen zurückführen ließ.

Dass dieser fürstliche Herrschaftsanspruch im Rahmen ihres Wittums kein bloß symbolischer war, wird im Kontext einer Streitigkeit mit dem Rat der Stadt Kiel um die Rechtshoheit über die Angehörigen des herzoglichen Hofes deutlich. Als der Sohn ihres Tanzmeisters Matthias Zoega mit anderen Junggesellen die nächtliche Ruhe der Stadt Kiel durch Abgabe von Pistolenschüssen störte und dafür vor das Ratsgericht zitiert wurde, reagierte Christine auf das Schärfste, indem sie diesen Vorstoß des Rates als eine Kränkung ihrer Leibgedingshoheit bezeichnete und sich solche Eingriffe in ihre Gerichtsbarkeit verbat. Um diese Situation zu ihren Gunsten zu verändern, unternahm sie bei ihrem Sohn mehrfach den Versuch, die Stadt Kiel in ihre Leibgedingshoheit zu integrieren.

Die Verhandlungen um das Leibgeding der Herzogin waren bereits von Beginn an aufs engste mit der Frage nach einer angemessenen Ausstattung ihrer noch unverheirateten Töchter und der Versorgung ihres Sohnes Johann Friedrich verbunden. Nachdem Johann Adolf den Herzogsthron bestiegen hatte, betrieb Christine bei diesem die Beförderung Johann Friedrichs auf den Stuhl des Bremer Erzbistums. Besondere Sorgen muss der Herzogswitwe die angemessene Aussteuer ihrer Töchter gemacht haben, da das sich erst entwickelnde Gottorfer Hausrecht keine genauen Regelungen diesbezüglich vorschrieb. Christine bemühte sich daher, den regierenden Herzog an den Kosten dieser Aufgabe zu beteiligen. Da erst mit dem unter Johann Adolf erlassenen Primogeniturstatut eine eindeutige Regelung geschaffen wurde, leistete die Herzogswitwe aus ihren eigenen Einkünften einen Beitrag zu dieser Ausstattung. Von ihren drei verheirateten Töchtern sollte Christine von Schleswig-Holstein-

Gottorf, die den Namen ihrer Mutter trug, die erfolgreichste Partie machen, da sie durch eine Heirat mit Karl von Södermannland, der durch einen Linienwechsel im Hause Vasa auf den schwedischen Königsthron gelangte, ihren fürstlichen Rang steigern konnte. Durch diese Verbindung wurde die vom schwedischen König Erik verschmähte landgräfliche Tochter zur Großmutter des schwedischen Königs Gustav II. Adolf, was ihr einen Platz in der Ahnengalerie der schwedischen Könige in Gripsholm einbrachte. Trug eine solche prestigeträchtige Hochzeit zur Aufwertung des Gottorfer Konnubiums bei, so belastete sie jedoch auch die Finanzen Christines, deren finanzielle Lage in ihrer Witwenzeit prekär war. So überschrieb sie aus Geldmangel ihrem Sohn das Amt Reinbek für jährlich 6000 Taler. Nach ihrem Tod fanden ihre Erben beträchtliche Schulden vor. So musste Johann Adolf beim Erbschaftsantritt 16075 Taler an Kapital und Zinsen gleich an die Gläubiger seiner Mutter auszahlen und erfasste damit nur einen Teil der Verpflichtungen.

Die Herzogswitwe des ersten Gottorfers starb am 13. Mai 1604 in Kiel und wurde im Dom zu Schleswig neben ihrem Gatten beigesetzt. Mit ihr betrat eine selbstbewusste und willensstarke Frau das Parkett der schleswig-holsteinischen Geschichte, die sowohl ihrer fürstlichen Abstammung immer verpflichtet blieb als auch zu einer souveränen Vertreterin der Gottorfer Interessen wurde. Ohne sie wäre der spätere Aufstieg des Hauses Gottorf nicht denkbar gewesen.

**Quellen- und Literaturverzeichnis.** Das Quellen- und Literaturverzeichnis enthält nur die wichtigsten Titel. Um die biografische Skizze so einfach wie möglich zu halten, wurde generell bewusst auf Fußnoten verzichtet. Die Quellenangaben beschränken sich nicht nur auf die unmittelbar verwendeten Quellen, sondern versuchen in ihrem Rahmen einen repräsentativen Überblick zu geben.

Quellen:

LAS Abt. 7, Nr. 1-25 (im Allgemeinen).

LAS Abt. 7, Nr. 1. Glückwunschsreiben König Friedrichs II.

LAS Abt. 7, Nr. 2. Heirat zwischen Herzog Adolf und der Prinzessin Christine von Hessen.

LAS Abt. 7, Nr. 3. Erhöhung des Jahresgeldes für Herzogin Christine.

LAS Abt. 7, Nr. 5. Leibgeding und Unterhalt der Herzoginwitwe Christine.

Beiträge zur Geschichte der Herzogin Christine, hg. von G. VON SCHRÖDER, in: Neues Archiv der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte 5 (1858), S. 139-152.

Chronicon Kiliense tragicum-curiosum 1432-1717. Die Chronik des Asmus Bremer Bürgermeister von Kiel, hg. von MORITZ STERN, Kiel 1916 (Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte, H. 18-19).

Urkunden und andere Actenstücke zur Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein unter dem Oldenburgischen Hause, hg. von GEORG WAITZ, in: Quellensammlung der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte, Bd. 2.2, Kiel 1865.

Literatur:

ANDRESEN, Ludwig: Kiel als fürstlicher Witwensitz im 16. Jahrhundert. In: Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte 44 (1940), S. 53-79.

BISCHOFF, Malte: Gottorf und Hessen. Aspekte einer dynastischen Verbindung 1564-1616. In: Gottorf im Glanz des Barock. Kunst und Kultur am Schleswiger Hof 1544-1713, Bd. 1: Die Herzöge und ihre Sammlung, hrsg. von Heinz Spielmann, Jan Drees, Schleswig 1997, S. 61-67.

GRÄF, Holger Thomas: Konfession und internationales System. Die Außenpolitik Hessen-Kassels im konfessionellen Zeitalter. Darmstadt 1993 (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte, Bd. 94).

HILLENBRAND, Markus: Fürstliche Eheverträge. Gottorfer Hausrecht 1544-1773. Frankfurt a.M. 1996 (Rechtshistorische Reihe, Bd. 141).

LEMBERG, Margret: Alltag und Feste in den Residenzen Kassel und Marburg. Landgraf Philipp der Großmütige von Hessen und seine Residenz Kassel, hrsg. von Heide Wunder, Christina Vanja und Berthold Hinz, Marburg 2004 (Veröffentlichungen der historischen Kommission für Hessen, Bd. 24.8), S. 89-108.

NOLTE, Cordula: Christine von Sachsen. Fürstliche Familienbeziehungen im Zeitalter der Reformation. In: Landgraf Philipp der Großmütige von Hessen und seine Residenz Kassel, hrsg. von Heide Wunder, Christina Vanja und Berthold Hinz, Marburg 2004 (Veröffentlichungen der historischen Kommission für Hessen, Bd. 24.8), S. 75-88.